



Begrenzte Sprache / Sprachgrenzen: Eine Replik auf die Besprechungen

Antje Schlottmann¹

Institut für Geographie, Sozialgeographie, Universität Jena,
Grietgasse 6, 07743 Jena
Email: Antje.Schlottmann@uni-jena.de

Die hier versammelten Kritiken verweisen auf ganz unterschiedliche Kontexte, von denen aus auf meine Arbeit geschaut wurde. Sie machen dieses Symposium zu einer virtuellen Schnittstelle, an der sich verschiedene Denktraditionen, Diskurse und Forschungsfokuse artikulieren, an der deutscher und englischer Stil zur Verhandlung kommen und an der diese unterschiedlichen „Forschungssprachen“ wiederum in verschiedenen sprachlichen Ausdrucksformen verhandelt werden. Es ist mir eine große Freude, mit meinem Buch Anlass zu einem derart integrativen Dialog zu geben und diesen durch eine Replik noch einmal weiterführen zu dürfen.

Im Folgenden soll es darum gehen, einige wesentliche inhaltliche Diskussionspunkte der Besprechungen aufzugreifen und diese durch die Entwicklung neuer Fragen weiterzudenken. Denn der größte Gewinn der Kritiken liegt meines Erachtens darin, dass sie aufzeigen, was noch zu tun ist, und warum eine weitergehende Auseinandersetzung mit den Möglichkeiten und Grenzen der Sprache vom Raum – gerade auch über die bestehenden Diskurs- und Sprachgrenzen hinweg – so wichtig ist.

Die Punkte, die zur Sprache kommen sollen sind: (1) die politische Dimension der RaumSprache, (2) die Konstruiertheit des Subjekts, (3) die Debatte über

¹ ©Antje Schlottmann, 2006

(Re)Präsentation als (un)möglicher Ansatzpunkt der Forschung und (4) die Diskursdifferenzen und stilistischen Divergenzen, insbesondere in der deutschsprachigen und der angloamerikanischen Humangeographie.

Die politische Dimension der RaumSprache

Als ein zentrales Defizit meiner Betrachtung wird ihre mangelnde Reichweite bezüglich der politischen Dimension des sprachlichen Geographie-Machens und damit verbundener Macht-Konstellationen angesprochen. Konkret sagen Kathrin Hörschelmann und Ulf Strohmayer, dass es eben sehr wohl interessieren muss, in welchen Kontext sich die Autoren der von mir herangezogenen Artikel „verorten“. Denn erst über deren diskursive Einordnung, so die Kommentare, lassen sich die tieferen, von Macht durchdrungenen Strukturen des Ost-West-Diskurses und seine problematischen politischen Implikationen aufdecken.

Mein Argument gegen eine solche Verortung war, dass ich damit erneut eine räumliche Kategorie anlege, die eigentlich präskriptiv nichts aussagt, aber doch wieder den Dualismus von Ost und West in Deutschland unesehen reproduziert. Warum sollte es denn interessieren, woher die schreibenden Journalisten kommen? Warum, provokativer gefragt, sollte deren Herkunftsort ihren Schreibstil oder gar ihre geistige Haltung bestimmen? Kann nicht ein ostdeutscher Journalist ganz „westdeutsch“ schreiben (und denken)? Sind nicht gerade diese scheinbar selbst-evidenten Kategorien irreführend und lenken sie nicht den Blick weg von den strukturellen Bedingungen unserer gemeinsamen Raumsprache? Mir ging es ja gerade um die Sprechakte, die Regionen und darin verortete Subjekte räumlich determiniert erscheinen lassen. Ost- und Westdeutschland ist dafür nur ein Beispiel unter vielen. Mit anderen Worten: Ich wollte selbst nicht der „self-fulfilling prophecy“ erliegen, die einen räumlichen Unterschied der Betrachtung schon voraus schickt, um dann genau diesen Unterschied wieder zu belegen. Konsequenter wollte ich mich also für die theoretische Entwicklung jeglicher präskriptiven Kategorisierung enthalten und vielmehr hinter die Kategorien treten, um deren alltägliche Verwendung betrachten zu können.

Doch was dabei passieren kann, haben die Kritiken verdeutlicht: Es entsteht einerseits der trügerische Eindruck einer *grundsätzlich möglichen* nicht-politischen Betrachtung. Zum anderen erscheint etwas, das Matt Hannah als „pre-political community“ bezeichnet hat.

Ich sehe durchaus das Problem, dass durch diese Anonymisierung nur eine scheinbare Neutralität geschaffen wird. Die Subjekte werden künstlich aus ihrem diskursiven Kontext gehoben, und damit gibt es für den Leser keine Möglichkeit der (subjektspezifischen) Einordnung der angelegten Perspektiven (genauso wie etwa anonymisierte Gutachten diese Einordnung nicht erlauben). Doch diese Ab-

straktion – solange man sich ihrer bewusst ist – hilft auch, den Blick für die impliziten Sprachstrukturen und Argumentationslogiken zu schärfen. So bin ich überzeugt davon, dass die angemahnte Kontextualisierung („*this text by this author appearing in this newspaper*“) mich unweigerlich direkt hineingezogen hätte in die (ideologische und moralische) Diskussion um z.B. den „abgewerteten Osten“ und mir so die Sicht auf die „praktische Notwendigkeit“ bestimmter Raumvorstellungen versperrt hätte.

Wie aber lässt sich das epistemologische Dilemma lösen? Wie kann man den politischen Diskurs, in den man sich mit einer solchen Arbeit, die noch dazu das Beispiel „Ostdeutschland“ bearbeitet, unweigerlich begibt, betrachten, ohne selbst den etablierten Kategorien und ihrem Bedeutungsumfang zu verfallen? Die Lösung lag, Matt Hannah hat es angedeutet, näher als gedacht. Denn genauso, wie ich dafür plädiere, dem Dilemma des „immer schon Beteiligtseins“ in Bezug auf die Regionskonstruktion zu entgehen, indem die fragliche Region als Hypothese behandelt wird („Region in suspenso“), muss hypothetisch davon ausgegangen werden, dass jede signifikative Regionalisierung (mein Buch eingeschlossen) einen politischen Hintergrund mit sich führt: „Politics in suspenso“.

Mit diesem Kunstgriff, der die politische Dimension vom Explanans zum Explanandum verschiebt, kann genügend reflexive Distanz bewahrt werden, um auch die praktische Notwendigkeit *irgendeiner* Kategorisierung in die Analyse einbeziehen können. Und dann ist auch eine konstruktive Kritik der im Einzelfall angelegten Strukturierung möglich, indem die Alternativen reflektiert werden. Und eine solche Kritik macht nicht beim (unweigerlich selbst politischen) Kritisieren bestehender (politischer) Diskurse halt. Fragen wie „Warum scheint es so plausibel von Ostdeutschland als ‚strukturschwachem Raum‘ zu reden?“ „Müssen sich Ostdeutsche nicht als Verlierer fühlen, wenn ihr Raum in den Karten ‚wissenschaftlich objektiv‘ als unterentwickelt dargestellt wird?“ würden dann begleitet von etwa der Frage, wie denn überhaupt alternativ festgelegt werden könnte, wohin finanzielle Hilfe fließen soll. Ebenso würde die Frage „Warum gibt es im Diskurs die ‚Ostfrau‘ und wem dient dieses raumbezogene Stereotyp?“ von der Überlegung begleitet werden, ob es überhaupt eine alltagspraktische Alternative zur raumbezogenen Identifizierung von Subjekten gibt.

Die Konstruiertheit des Subjekts

Gerade in Bezug auf die angesprochene Kategorie ‚Ostfrau‘ gab es den Einwand, meine Analyse sei aufgrund der handlungstheoretischen Ausrichtung blind für die Konstruiertheit der Subjekte selbst. Das – verziehen sei der Widerspruch – ist sie nicht, auch wenn ich mich zugegebener Maßen der Subjektkonstruktion wenig gewidmet habe, weil es mir primär um die RaumSprache und weniger um die SubjektSprache ging.

Was ich entwickle, ist eine handlungszentrierte Perspektive, die das Subjekt als analytischen Ausgangspunkt gerade nicht benötigt – darum gibt es bei mir auch keine „ostdeutschen Journalisten“ als analytische Kategorie. Giddens' Machtbegriff wird über den Begriff der Intentionalität (Searle, 1983) gelockert, welcher nicht zwingend bewusste und frei wählbare Zweckausrichtung (Intention) voraussetzt. Die verständigungsbedingten Möglichkeiten und Grenzen einer raumbezogenen Sprache gelten dabei gleichwohl für privilegierte wie nicht-privilegierte Positionen, und in dieser Hinsicht gibt es in Bezug auf die RaumSprache eben kein freies Handeln. Bei dieser Unfreiheit sind aber – dies ist mein zentrales Argument – zwei Dimensionen zu unterscheiden: eine implizite Verräumlichung, die in unserer Sprachgemeinschaft verankert ist (die im Alltag nicht verhandelbare „Grammatik“), und eine explizite Raumbedeutung, deren prinzipielle Verhandelbarkeit diskursiv und machtbezogen eingeschränkt ist.

Ebenso verhält es sich mit dem Subjekt: *Dass* wir von Subjekten sprechen (und sei es ‚die Natur‘) ist eine praktisch notwendige Strukturierungsleistung. *Wie* wir von Subjekten sprechen, ist kontingent und wird diskursiv bestimmt (‚Ostfrau‘). Das Subjekt ist also unbedingt auch als – in Sprachhandlungen – implizit Konstruiertes zu betrachten und damit als Komplexität reduzierendes Hilfsmittel, über dessen Alternativen erst einmal nachgedacht sein will. Denn es ist auch konstitutive Bedingung einer Vielzahl sozialer Tatsachen, verbunden mit Normen und Werten wie „Moral“, „Zielsetzung“, „Misserfolg“, „Verantwortung“, „Unterdrückung“ und „Benachteiligung“.

Das „freie moderne Subjekt“ ist also eine Konstruktion, aber eben nicht zwingend eine politische, sondern auch eine ganz alltägliche. Man könnte sagen, unsere Alltagssprache ist genauso wenig „subjektfrei“ wie „raumfrei“. Und mit der alltäglichen sprachlichen Bezugnahme auf das (frei) handelnde Subjekt, wird dieses vor allem eins: *wirklich* – und diese Wirklichkeit gilt es zu beobachten. Dabei ist auch nach der sozialen Nützlichkeit von sprachlichen Konventionen wie dieser zu fragen (und nicht: eine neue subjekt-freie Sprache finden; siehe Wittgenstein, 1985 [1952], 304).

Weiterführend gedacht: Wenn die neuere Hirnforschung versucht, den freien Willen über die Entdeckung von netzwerkartigen Gehirn-Agenten (Aktanten?) in Frage zu stellen (Singer, 2003; 2005), dann argumentiert sie auf positivistischer Grundlage an dieser sozialen Wirklichkeit des Subjektes vorbei. Das ist gewissermaßen plausibel, weil aus naturwissenschaftlicher Perspektive das Soziale per definitionem aus dem Gegenstandsbereich ausgeschlossen ist. Es wird aber heikel, wenn dabei die soziale Wirklichkeit zur Illusion degradiert wird.

Da heißt es dann einfach, *wir* wollen nicht, sondern unser Gehirn *macht uns nur vor*, wir wären es, die wollten. Dass aber diese Erkenntnis nur sinnhaft ist, weil wir uns (sprachlich) darauf festgelegt haben, dass es ein (eigentlich paradoxes) „wir“ gibt, dem das Gehirn was vormacht, wird ausgeblendet. Oder das Argument

wird lapidar umgangen, dass wir natürlich noch die (nicht-naturwissenschaftliche) Sprache brauchen, um uns über (die wahre und eigentliche) Realität unterhalten zu können (Singer, 2003, 17). Und flugs ist Sprache ein (derzeit vielleicht noch unzureichend ausgeprägtes) Repräsentationsinstrument der harten Realität, an der wir uns den Kopf noch stoßen werden. Und darum wird das dann so thematisiert, als hätten wir uns bezüglich unseres Subjektverständnisses jahrhundertlang einfach „geirrt“ und als müsste der nun erfolgte *naturwissenschaftliche* Beweis dieses Irrtums zu einer durchgreifenden *gesellschaftlichen* Neuordnung führen. Bislang hat aber meines Wissens kein Hirnforscher eine theoretische Verbindung von mit bildgebenden Verfahren sichtbar gemachten dezentrierten Hirnströmen zu gesellschaftlichen Subjekt-Vereinbarungen (und deren sprachlich vollzogener Wirklichkeit) hergestellt.

Aus der Beobachterperspektive – Kathrin Hörschelmann hat es gesagt – geht es nicht darum, ontologische Unumstößlichkeiten festzustellen. Die weiterführende Frage ist: Was steht auf dem Spiel, wenn das Subjekt als Irrtum hingestellt wird? Welche Möglichkeiten eröffnet erst die Annahme eines verantwortungsvoll handelnden Subjektes als gesellschaftliche Vereinbarung? Was wird aus kritisch-analytischen Kategorien wie „Herrschaft“, „Verfügungsrechte“ oder „Unterdrückung“ ohne eine personelle Handlungsinstanz? Diese Fragen sind zugegebenermaßen durch und durch anthropozentrisch. Aber zeigt das nicht genau, was auf dem Spiel steht, wenn wir versuchen, den Anthropozentrismus zugunsten von wirkmächtigen (neuronalen) Netzwerken abzuschaffen?

(Re)Präsentation als Ansatzpunkt der Forschung

Dies führt mich – und hier bin ich mir mit allen Gutachtern erfreulich einig – zur Betonung der grundsätzlichen Bedeutung der Untersuchung sprachlicher Repräsentation, gerade im Hinblick auf eine kritische Geographie. Damit verbunden sind ein paar Überlegungen zu „non-representational“ und „actor-network“ Theorien, welche den Handlungsbegriff auch auf nicht-menschliche Aktanten ausweiten und den Anthropozentrismus einer sozialkonstruktivistischen Betrachtung kritisieren (Thrift, 1999; Murdoch, 1997).

Bei allem notwendigen Gewährwerden der Asymmetrie in der Konzeptualisierung von Mensch-Natur-Verhältnissen und bei aller Bedeutung der Kritik anthropozentrischen Denkens muss es doch jenseits ontologischer Argumentation auch um die zu erwartenden Gewinne und Verluste im Sehfeld der „neuen“ Ansätze (epistemologischer Wert) gehen und darum, was eine entsprechende Paradigmenbildung für Auswirkungen hätte (politisch-normativer Wert).

Diesbezüglich scheint mir die Botschaft, dass der „linguistic turn“ ebenso wie der soziale Konstruktivismus überholt sind, fatal, wenn daraus eine 180-Grad-Kehrtwende entsteht und nun die Annahme einer sprachlichen Konstruktion von Wirklichkeit (positivistisch) als „Fehler“ der Vergangenheit hingestellt wird. Repräsentationen als Ansatzpunkt der Forschung zu nehmen bedeutet ja noch lange nicht anzunehmen, es gäbe keine materielle Wirklichkeit und deren Präsentation. Doch über die Sprachorientierung, so scheint es oft, wenn man die neuen „post-poststrukturalistisch Ansätze“ verfolgt, sollten wir endlich ganz hinweg kommen. Aber mit welchen Konsequenzen? Führt dies nicht zu einer Inflation des kritischen Potentials des Konstruktivismus, das sich gerade erst in den außerwissenschaftlichen Diskursen zu entfalten beginnt? Ein Zurückrudern, selbst wenn dabei nach einem „dritten Weg“ Ausschau gehalten wird, könnte hier eine Bestärkung der essentialistischen Positionen zur Folge haben – mit der bekannten Problematik im Schlepptau.

Mit der Abwendung von der Auseinandersetzung mit Praktiken der (Re)präsentation steht aber auch eine engagierte Wissenschaft auf dem Spiel, die nicht nur *mitreden* will, sondern alltäglicher kommunikativer Praxis etwas entgegen setzen kann; die zeigen kann, wie wir im Repräsentieren Entscheidungen vorwegnehmen, und dabei so tun können, als wären die Dinge natürlicherweise genau so: unumstößlich, unperspektivisch und unveränderlich; die solche machtvollen Diskurse grundlegend stören kann, indem sie repräsentionale Selbstverständlichkeiten reflektiert.

Unbestritten sei also die Notwendigkeit des Austarierens einer sinnvollen Anwendung „symmetrischen Denkens“. Doch man sollte sich klar darüber sein, dass kritische Argumente wie etwa „naturalisierende Effekte“ (Matt Hannah) verschwinden, wenn Natürlichkeit selbst als genuine („natürliche“) Bedeutung konzipiert wird. Diese Kritik lässt sich nur über ein (anthropozentrisches) Verständnis der Sprechweisen und der damit verbundenen Wahrheitsansprüche *über* ‚die Natur‘ formulieren. Und wenn ich behaupte, dass nicht ich selbst, sondern meine innere Natur (z.B. das Gehirn) handelt, sagt mir der repräsentionale Ansatz, dass das nicht bloß symmetrisches Denken ist, sondern auch eine versteckte und nicht ganz ungefährliche anthropozentrische Metaphorik, die als Freischein für ideologische Projektionen genutzt werden kann.

Diskursdifferenzen

Eine an den in Deutschland relativ jungen Diskurs der Akteurs-Netzwerkperspektiven (und anderer so genannter integrativer Ansätze) anschließende letzte Überlegung gilt den unterschiedlichen akademischen Sprachen und Wissenschaftsstilen. Im deutschsprachigen Diskurs werden wir bislang noch in das (systematische) Weiterdenken des theoretischen Bestandes

hineinsozialisiert. Die Auseinandersetzung ist dabei oft abstrakt und – aus anderer Sicht – vielleicht abgehoben, alltagsfern und schwer verdaulich. Die von mir getätigte „argumentative Gymnastik“ (Matt Hannah) gilt diesem Anspruch, sich an bestehenden Theorien abzuarbeiten und dabei Anschlüsse herzustellen, Einordnung zu ermöglichen. Gleichzeitig ist sie an vielen Stellen sehr voraussetzungsvoll, umständlich und kaum nachvollziehbar ohne Kenntnis der theoretischen Tradition, in der sie steht. Englischsprachige Publikationen scheinen da viel direkter, alltagsnäher und weniger exklusiv. Nicht umsonst ist die englischsprachige Populärwissenschaft viel breiter angelegt – in Deutschland wird leicht verstehbares, populärwissenschaftliches Schreiben oft als „nicht seriös“ abgewertet.

Was aber sagen diese Divergenzen über die Vereinbarkeit der Diskurse – unabhängig von jeder sprachlichen Qualifikation der Autoren? Welches Modell wird und welches sollte sich behaupten? Darüber nachzudenken scheint lohnend, denn es führt zu noch ganz andere Fragen: Ist nicht die publizistische Aufbereitung (Feuilletonisierung) auch so etwas wie Konsumenten anbiederung? Und was sagt das über die heute angepeilten Konsumenten humangeographischer Forschung? Ist eine solche Ausrichtung in den Kontext einer zunehmenden Privatisierung der Wissenschaft zu stellen? Oder ist nicht im Gegenteil genau der journalistische Stil geeignet, um wissenschaftliche Gedanken überhaupt in die Gesellschaft zu tragen? Benötigen wir nicht alltagsnahe „mind catcher“, um in der Flut von Lesbarem (und vor allem Sehbarem) bestehen zu können? Eine Diskussion hierzu ist – auch innerhalb der deutschsprachigen geographischen Gemeinschaft, am besten aber zwischen den geographischen Denk- und Sprachtraditionen – meines Erachtens viel stärker zu führen.

Die stilistische Kritik zu meinem Buch fällt übrigens interessanterweise recht unterschiedlich aus: Während Ulf Strohmayer den zweifelsohne stark ausgeprägten „German academic writing style“ kritisiert, wird mir von Seiten früherer deutscher Gutachter eine flüssige und eingängige Sprache attestiert. Das wiederum zeigt, wie wichtig ein cross-lingualer Austausch ist, um sich der eigenen Sprachlichkeit, ihrer Limitation und kontextspezifischen Rezeption bewusst zu werden.

Dank

Möglich wurde *dieser* cross-linguale Austausch über die Tatsache, dass es sprachliche und diskursive Grenzgänger gibt. Dies gilt umso mehr, weil sich meine Forschung mit Sprechakten in deutscher Sprache beschäftigt, die nur schwer zu übersetzen sind. Ich danke den drei Schnittstellenspezialisten und Übersetzungsprofis für ihre einfühlsamen Gedanken und klugen Kommentare! Dazu aber braucht es den Rahmen, der einem solchen Dialog zwischen den akademischen Traditionen zur Artikulation verhilft, und zwar ohne dass durch

Übersetzungszwang eine sprachliche Asymmetrie entsteht. Dafür möchte ich mich bei *ACME* bedanken und ganz besonders bei Harald Bauder für seine stetige Unterstützung.

Literatur

Murdoch, Jonathan. 1997. Towards a geography of heterogenous associations. *Progress in Human Geography* 21(3), 321-337.

Searle, John R. 1983. *Intentionality: An Essay in the Philosophy of Mind*. New York: University Press.

Singer, Wolf. 2005. The brain: An orchestra without a conductor. *Max Planck Research* 3, 14-18.

Singer, Wolf. 2003. *Ein neues Menschenbild? Gespräche über Hirnforschung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Thrift, Nigel. 1999. Steps to an ecology of place. In, D. Massey, J. Allen & P. Sarre (eds.) *Human Geography Today*. Cambridge: Polity Press, pp. 295-322.

Wittgenstein, Ludwig. 1985 [1952]. *Philosophische Untersuchungen, Werkausgabe, Band I*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.